

## Beiträge zur Zeitgeschichte von Dr. Klaus Rose:

# Und immer wieder ein Wahlkampfespektakel in den USA

Die „Obamanie“ der zurückliegenden Monate mit ihrem deutschen Höhepunkt am Brandenburger Tor fasziniert die einen und verstört die anderen. Sollte der dunkelhäutige Heilsbringer vom amerikanischen Volk am 4. November letztlich doch nicht gewählt werden, dann fühlen sich auch „die Deutschen“ betrogen. Denn ihnen wurde ein Wahlkampfespektakel serviert, das das Ergebnis schon vorwegnahm: wehe also, ein anderer kommt zum Zug. Aber Ähnliches fand schon oft statt.

Die Supershows für Barack Obama, aber auch für John McCain in diesem Wahljahr 2008 stellen trotzdem alles Bisherige in den Schatten. Vielleicht hatten nur die Chinesen mit ihrer Olympia-Inszenierung mehr Ideen entwickelt, wie man dem Volk „Brot und Spiele“ geben kann. Auch die Amerikaner verstehen Gefühle anzusprechen, Hirne zu vernebeln oder Erwartungen zu erwecken, die niemals erfüllt werden können. Bei der „Democratic National Convention“ im August 2008 tobten nahezu 80.000 Menschen in Denver vor Begeisterung, als ihr „Erlöser“ seine fulminante Abschlussrede gehalten hatte. Vom „Streetworker“, also sozialpädagogisch sehr engagierten Jungpolitiker, bis zum ebenfalls Soziales verkündenden „Weltheiliger“ reichte das Ausstrahlungspotential des Barack Obama. Er muss jetzt allerdings gegen einen „Helden“ antreten, gegen den Vietnamveteran und Vietcong-Geschädigten John McCain. Traditionell sind die US-Amerikaner große Patrioten, „Heldenverehrung“ gehört zum Volkscharakter. Schon war sich die linksliberale „Süddeutsche Zeitung“ am 06. September 2008

nicht mehr sicher, ob „Held gegen Erlöser“ einen eindeutigen Ausgang bringt.

1980 hatte der Nominierungsparteitag der Demokraten in New York recht ähnliche Gefühle ausgelöst. Wer damals persönlich den noch nicht entschiedenen innerparteilichen Wahlkampf beobachten konnte, glaubte, am charismatischen Edward Kennedy führe kein Weg vorbei. Einerseits stammte er aus dem demokratischen Osten der USA und aus einer der bekanntesten Familien. Andererseits trat er selbst als „Heilsbringer“ auf, der das Erbe seiner zwei ermordeten Brüder fortsetzen wollte. Fulminant war auch seine Rede, ihre Intonierungskunst ging unter die Haut. Es ist also gar nichts Neues, wenn das ZDF in seiner Sendung am 29. August 2008 von einer „elektrisierten Atmosphäre“ in Denver schwärmte. Doch auf dem Parteitag von 1980 siegte nicht Kennedy, sondern der ruhigere, aber amtierende Präsident Jimmy Carter – und der unterlag schließlich in der eigentlichen Wahl durch das Volk dem Leinwandhelden Ronald Reagan. Von 1981 bis 1989, in einer weltpolitisch hochbrisanten Zeit, von der Nachrüstungsdebatte über

Atomraketen bis zum Niedergang der Sowjetunion und des Sozialismus, hatte der „Cowboy aus dem Wilden Westen“ die Zügel der westlichen Führungsmacht in der Hand. Nicht zuletzt wegen seiner familiären und beruflichen Herkunft musste sich Ronald Reagan viel Spott und Häme anhören. In den letzten acht Jahren war es wieder ein Cowboy, dieses Mal aus Texas, der die intellektuelle Ostküste der Vereinigten Staaten reizte. Die nachvollziehbare Wertung der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 06. September 2008 („Nach acht Jahren Bush ist Amerika überreif für den Wechsel“) hängt letztlich auch mit Herkunft und Sprache zusammen. In Deutschland gibt es dafür das geflügelte Wort, dass „ein Bayer niemals Kanzler“ werden könne.

Aber in die Geschichte geht doch Ronald Reagan mehr ein als der spätere Bill Clinton von den Demokraten – es sei denn, die „Praktikantinnen“ bestimmen das Geschichtsbild. Denn die Früchte des berühmtesten Reagan-Satzes („Gorbi, reiße die Mauer nieder“) durfte nicht bloß sein unmittelbarer Nachfolger ernten, Präsident George Bush der Ältere, sondern auch die gan-



1989 im Pentagon: Der deutsche Finanzminister Theo Waigel sowie Klaus Rose finden eine freundliche Stimmung bei US-Verteidigungsminister Richard Cheney vor.

ze Welt. Bush senior stand auch den Deutschen bei der Wiedervereinigung treu zur Seite. Sein Verteidigungsminister Richard B. Cheney hielt die NATO-Fäden zwischen März 1989 und Januar 1993 fest in der Hand. Er ist deshalb noch heute, als aktueller US-Vizepräsident, nicht überall beliebt, als „Freund der Waffenlobby“ verschrien. Doch Reagan, Bush und Cheney hatten für die Befreiung vieler Völker vom Joch des Sozialismus mindestens so viel beigetragen wie der sowjetische Partei- und Staatschef Michael Gorbatschow. Letzterer war mit „Perestroika“ (Umwandlung) und „Glasnost“ (Offenheit) im eigenen Land so beschäftigt, dass er keine strategische Welt-

politik mehr schaffte. Das versuchen jetzt Putin und Medwedew wieder zu ändern.

Wenn Barack Obama tatsächlich US-Präsident werden sollte, dann muss er die Tradition der freihheitlichen Vereinigten Staaten fortsetzen. Auch Bill Clinton hatte außen- und militärpolitische Akzente gesetzt und sogar des Öfteren Konsequenzen für Saddam Hussein oder die Mullah-Regierung in Teheran angedroht. Im früheren Jugoslawien war er mit dem NATO-Einsatz 1999 keinesfalls zimperlich. Der 11. September 2001, also der Angriff auf New York und Washington, hatte lediglich die Dramatik für den neuen Präsidenten George W. Bush beschleunigt.

Auch musste dieser vollenden, was sein Vater aus Rücksicht auf die internationale und nationale Stimmung versäumt hatte. Bush senior hatte zwar Kuwait aus dem Würgegriff des Diktators in Bagdad befreit, diesem selbst aber nicht das Handwerk gelegt. Das holte der Sohn nach. Nur seine Begründung lautete anders, weil von einem „Regimewechsel“ nicht gesprochen werden durfte. So wurde die „Bekämpfung des internationalen Terrorismus“ in den Vordergrund gerückt.

Von Barack Obama erwartet man möglicherweise zu viel. Zum Thema Afghanistan hat er sich schon klar positioniert: kein Ende des Kampfs gegen den Terrorismus! So tut er vielleicht gut daran, die Innen- und eben die Sozialpolitik stärker in den Mittelpunkt seiner möglichen Regierungstätigkeit zu stellen. Da könnte er an Bill Clinton anknüpfen, der auf diesem Feld durchaus erfolgreich war.